



ZEITSCHRIFT FÜR  
**PASTORALTHEOLOGIE**

Krieg und Frieden



Lukas Johrendt/Maximilian Waschka/  
Mareike Proske/Gerhard Schreiber

## **Männlichkeit in Uniform**

Zu Männlichkeitsbildern in der Bundeswehr

## **Männlichkeit in Uniform Zu Männlichkeitsbildern in der Bundeswehr<sup>1</sup>**

### Abstract

Der Beitrag verbindet theoretische und empirische Einsichten, um das Verhältnis von Männlichkeitsbildern und Militär zu erhellen. Dazu bringt er feministische Epistemologien und Ontologien der Geschlechter mit zentralen Ansätzen der Männlichkeitsforschung und Machttheorie ins Gespräch. Auf der Grundlage quantitativer und qualitativer Forschungsergebnisse zeigt er, wie Bilder soldatischer hegemonialer Männlichkeit auch heute noch Institutionen des legitimen staatlichen Gewalteinsatzes prägen und welche Herausforderungen daraus für eine demokratischen Werten verpflichtete Parlamentsarmee erwachsen können.

This article combines theoretical and empirical insights to illuminate the relationship between images of masculinity and the military. To this end, it puts feminist epistemologies and ontologies of gender into dialogue with key approaches in masculinity studies and theories of power. Drawing on quantitative and qualitative research findings, it shows how images of hegemonic military masculinity continue to shape institutions authorized to exercise legitimate state force and what challenges this may pose for a parliamentary army committed to democratic values.

### Anspruch und Wirklichkeit: Zur Einleitung

„Die deutsche Gesellschaft wird immer bunter und vielfältiger. Die Bundeswehr sieht Vielfalt als Chance. Wir fördern eine vielfaltsbewusste und tolerante Führungs- und Organisationskultur“ (Bundesministerium der Verteidigung 2024a, 7).

Diesem Selbstanspruch wurde und wird die Bundeswehr als Institution des legitimen staatlichen Gewalteinsatzes nicht immer gerecht. Eine Ursache hierfür liegt unter anderem in den in militärischen Institutionen wirkmächtigen Geschlechterstereotypen, Männlichkeitsbildern und hegemonialen Vorstellungen „wahrer“ soldatischer Männlichkeit, die oftmals mit der direkten Abwertung von Frauen, trans\* und nicht-binären Menschen und nicht-hegemonialen Formen von Männlichkeit einhergehen. Auch heute noch wirken klare, binäre Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit fort. Die folgenden theoretischen und empirischen Einsichten sollen dazu beitragen, die Verschränkung von Geschlechtlichkeit und Militär mit besonderem Blick auf die Bundeswehr zu beleuchten. Geschlechtlichkeit und stereotypisierte Bilder von binären Geschlechtsrollen sind historisch gewachsen und in patriarchal strukturierten gesellschaftlichen Ordnungen tief verankert. Männlichkeit und Männlichkeitsbilder

---

1 Vorliegender Text ist am Lehrstuhl für Evangelische Theologie als interdisziplinäres Gemeinschaftswerk entstanden. Stilistische Unterschiede und unterschiedliche Akzentsetzungen zwischen einzelnen Textteilen wurden bewusst beibehalten.

sind besonders in weitgehend männlich geprägten militärischen Institutionen wirkmächtig. Um diese Zusammenhänge und Wirkmechanismen zu verstehen und kritisch hinterfragen zu können, werden in diesem Beitrag theoretische und empirische Erkenntnisse aus verschiedenen Disziplinen dargestellt und miteinander verknüpft. Kernbestandteil ist die Verbindung klassischer feministischer Epistemologien und Ontologien der Geschlechter (Butler/Barad) mit zentralen Erkenntnissen der Männlichkeitsforschung und Machttheorie (Theweleit/Connell). Diese theoretische Auseinandersetzung mit Männlichkeit und Militär wird mittels empirischer Forschungsergebnisse über die Bundeswehr konkretisiert.

So spannt der Beitrag einen Bogen von historisch gewachsenen Bildern (militärischer) Männlichkeit zu deren Auswirkungen und den daraus resultierenden Herausforderungen für den legitimen staatlichen Gewalteinsatz in einer demokratischen Werten verpflichteten Armee.

## Materialisierung und Konstruktion von Geschlecht nach Judith Butler und Karen Barad

Für eine Untersuchung von Männlichkeitsbildern in der Bundeswehr ist zunächst eine grundlegende Betrachtung der Entstehung von Geschlecht erforderlich. Ontologien und Epistemologien von Geschlecht wurden maßgeblich in feministischen Debatten entwickelt; deshalb sollten die Erkenntnisse aus diesem Feld auch in einem Text über Männlichkeitsbilder im Militär referenziert werden, nicht um sie sich unkritisch anzueignen, sondern um sich darin theoretisch zu verorten. Der Rückgriff auf Karen Barad einerseits und Judith Butler andererseits ist dabei durch das militärische Feld als Gegenstand der Untersuchung begründet. So hilft Barads Ansatz zu verstehen, weshalb Geschlecht nicht unabhängig von Materie, Materialisierung und Apparaten gedacht werden kann. Mit Barads Theoriebildung kann gezeigt werden, weshalb Männlichkeitsbilder im Militär oft mit Technik, Waffen, Panzern und Panzerungen verknüpft sind. Judith Butlers Theorie des performativen Geschlechts bildet wiederum den theoretischen Hintergrund, vor dem Karen Barad die vorgestellten Thesen entwickelt, und stellt zugleich eine Verbindung zu den hier herangezogenen Ansätzen der Männlichkeitsforschung her.

1990 legte Judith Butler mit *Gender Trouble* (1990) einen wichtigen Grundstein für die Geschlechterforschung. Mit einem performativen, sozialkonstruktivistischen Verständnis von Geschlechtsidentität problematisierte sie die naturwissenschaftliche Deutungshoheit über diesen Begriff und machte ihn anfechtbar. Vor allem Teile des deutschsprachigen feministischen Diskurses kritisierten Butler jedoch für die Auslöschung der Materie (Duden 1993), wiederholten dabei allerdings einen Essentialismus, dem zufolge Frauen nur Frauen sein könnten, wenn sie einen vermeintlichen Frauenkörper haben. Butler beantwortete diese Kritik in *Bodies That Matter* (1993) mit einer stärkeren

Gewichtung von Körpern und Materie im Prozess der Materialisierung von Geschlecht als Diskurseffekt (Butler 2014, 9–10). Im individuellen Heranwachsen eines Menschen setzt Butler den Startpunkt der Vergeschlechtlichung jedoch auf den Zeitpunkt der Geburt – wenn Ärzt\*innen als Vertretende des medizinischen Diskurses Geschlechtsidentität festlegen – und schließt den Apparat der Sonografie explizit aus diesem Prozess aus (Butler 2014, 29, 318; Barad 2007, 193). Karen Barad kritisiert diesen Ansatz, weil Barad davon ausgeht, dass bereits vor der Geburt der Apparat der Sonografie mit verschiedenen miteinander verwobenen diskursiven, materiellen, menschlichen und nicht-menschlichen Agentialitäten an der Entstehung des Phänomens von Geschlecht beteiligt ist (Barad 2007, 189–194). Barads Ansinnen ist es dabei nicht, Butlers These der performativen Herstellung des Geschlechts zurückzuweisen, sondern diese mit der Bedeutung agenteller Materialität anzureichern. Im Folgenden soll deshalb gezeigt werden, dass Geschlecht diskursiv-materiell erzeugt wird.

Butlers Subjektivierungsbegriff zufolge entsteht Geschlechtsidentität durch iterative Anrufung zum Subjekt: Die sprechakttheoretischen Grundlagen Austins (2009) werden in Butlers Subjektivierungstheorie durch Derridas Konzept der Iterabilität (1999), Foucaults diskurs- und machttheoretische Überlegungen (u.a. in Bezug auf seine Körperkonzeption in Überwachen und Strafen; 2020) sowie durch Althussers Theorie der Anrufung zum Subjekt (2019) ergänzt (Butler 2014, 29–35, 173–176, 337, 338). Demnach beginnt der Prozess des *Namings* und die sukzessive Annäherung an ein Geschlechtsideal als Voraussetzung für den Subjektstatus erst nach der Geburt (Butler 2014, 29, 318). Diese Geschlechtsideale erachtet Butler als relativ stabil. Durch performative *Queering*-Praktiken wie *Drag*, die subversiv gegen die Diskursregime durchgeführt werden und die Geschlechternormen ironisch überhöhen, können behäbige Diskurse verändert werden (Butler 2014, 309f.).

Wie ist Materie an der Materialisierung von Geschlecht beteiligt? Butler zufolge existieren Körper gleichzeitig vor und nach der Konstruktion: Sie sind zugleich Diskurseffekt und dessen Bedingung, weil Materie Signifikation co-konstituiert (Butler 2014, 56). Butler zeigt in ihrer Analyse der Materialitätsbegriffe Michel Foucaults, Aristoteles', Platons und Luce Irigarays, wie Materie zum Schauplatz der Aushandlung von Geschlecht geworden ist (Butler 2014, 51–87). Aristoteles zufolge animiert die Seele den Körper als ihr eigenes Potenzial; Materie (*hyle*) existiert nicht ohne das *schema* und ist davon nicht differenzierbar (Butler 2014, 51, 79). Vergleichbar ist Foucaults Begriff von Materie als Diskurseffekt, was Butler an dessen Bild des Gefängnisses veranschaulicht, dem zufolge das Gefängnis eine Materialisierung von Macht ist und wiederum Macht auf den Körper der Gefangenen auswirkt (Butler 2014, 61). Butler greift Irigarays mimetische Verschiebung des Ursprungs der phallogozentrischen Matrix Platons auf: Bei Platon ist Materie (*physis*) das aufnehmende Prinzip (*hypodochē*), das mit dem Weiblichen assoziiert wird (Butler 2014, 69, 75). Es ist gleichzeitig unbenennbar und dabei die Grundlage für Bedeutungsgebung (Butler 2014, 74). Der Frau, die mit Materie assoziiert wird, wird bei Platon eine Form untersagt, weil das Aufnehmende ontologisch keine Form besitzt; die

Form entsteht erst mit der Signifikation, also mit der Aufnahme eines *schemas* (Butler 2014, 73). Die Benennung des Aufnehmenden als das Unbenennbare ist eine Einschreibung eines *schemas*, durch die das Aufnehmende für die Einschreibung konstituiert und gleichzeitig als das Unbenennbare ausgelöscht wird (Butler 2014, 74). Insofern wird das Weibliche – das aufnehmende Prinzip – als konstitutives Äußeres konstruiert, eine Bewegung, die sich Irigaray durch die weibliche Technik der *Mimesis* der phallogozentrischen Sprache aneignet, um das konstitutive Äußere und die Zerbrochenheit der phallogozentrischen Matrix sichtbar zu machen (Butler 2014, 77–79). Butler zeigt mit dieser Analyse, dass sich hierarchische Diskurse über Geschlecht in Materie einschreiben (Butler 2014, 80). So zeigt sich auch das binär konstruierte und materialisierte männliche Geschlecht mit seinen ausgrenzenden, hierarchisierenden Praktiken sowie epistemologischen und ontologischen Annahmen über Geschlecht.

Während Butler Materie als passives Desiderat des Diskurses betrachtet, spricht Barad Materie eine aktivere, agentielle Rolle bei der Materialisierung von Geschlecht zu (Barad 2007, 191–192). Der Apparat der Sonografie stellt mit dem Piezokristall als Sender und Empfänger von Ultraschallwellen, die von den erfassten Objekten reflektiert werden, einen virtuellen Schnitt her, der die Abgrenzung von Körpern (Mutter und Fötus) ermöglicht und intelligibel macht (Barad 2007, 193–194). In Erweiterung von Butlers Theorie geht Barad somit davon aus, dass der Prozess des *Girlings* bereits vor der Geburt beginnt und nicht allein durch den Diskurs, sondern durch die Intra-Aktion von materiellen und diskursiven Agentialitäten in Gang gesetzt wird (Barad 2007, 193). Für Barad ist ein Apparat nicht lediglich ein Objekt: Barad synthetisiert Bohrs physikalischen Apparatsbegriff mit Foucaults Fokus auf diskursive Machtpraktiken, um Apparate als dynamische Rekonfigurationen der Welt zu beschreiben, die materiell-diskursiv Grenzen und Bedeutungen erzeugen (Barad 2007, 199–204): Der Ultraschallapparat ist nicht lediglich eine Materialisierung des Diskurses, sondern besteht aus der Intra-Aktion von diskursiven, materiellen, menschlichen und nicht-menschlichen Agentialitäten, die Phänomene hervorbringen und mit virtuellen Schnitten Momente der Realität intelligibel machen (Barad 2007, 203).

Diese Gegenüberstellung geschlechtstheoretischer Epistemologien und Ontologien aus dem Feminismus verdeutlicht, wie Materie und Diskurs an der Materialisierung von Geschlecht beteiligt sein können, und eröffnet Perspektiven darauf, wie Männlichkeiten in militärischen Kontexten materiell-diskursiv entstehen. Nicht allein diskursive „Vorstellungen“ des Männlichen, Bilder von Männlichkeit und Ideale des Mannes prägen den Umgang mit und durch Männlichkeit innerhalb militärischer Strukturen, sondern auch die sie umgebenden Apparate erzeugen bestimmte Muster männlicher Subjektivierung.

## Der soldatische Mann als Hegemon – Männlichkeitsbilder (nicht nur) im Militär

Wie der erste Teil gezeigt hat, erweist sich Geschlecht als durch diskursive Praktiken der Materialisierung sowie durch die agentielle Wirkung materieller Apparate und körperlicher Praktiken geformt. Es ist damit immer schon einer vermeintlichen „Natürlichkeit“ enthoben, zugleich aber fortwährend re-naturalisiert. Dies trifft nicht nur auf „die Frau“ als „Subjekt des Feminismus“ (Butler 1990) zu, sondern ebenso auf „Männer“ und Männlichkeitsbilder. Auch diese entstehen im Zusammenspiel und in Wechselwirkung von Materie, Apparaten und Diskursen. Gerade im Kontext militärischer Institutionen spielt die Konstruktion und Materialisierung von Männlichkeit eine entscheidende Rolle; sind diese doch klar von Männlichkeitsvorstellungen geprägt und prägen gleichzeitig Geschlechternormen über den Kern der eigenen Institution hinaus. Männlichkeitsbilder sind somit Ausdruck des Zusammenwirkens von diskursiven Praktiken und sozio-technischer Umgebung innerhalb militärischer Institutionen. Militärische Männlichkeit ist als *eine* Materialisierung diskursiver Hegemonien über „das Männliche“ zu verstehen – nicht nur innerhalb des Militärs.

Klaus Theweleit, der zwar als Klassiker der Männlichkeitsforschung gelten kann und doch äußerst selten Eingang in die wissenschaftlichen Diskurse über Männlichkeitsbilder fand (Scholz 2025, 303–305), zeigte bereits 1977/78, inwiefern es gerade Vorstellungen gepanzerter, mechanisierter und von Lust und Gefühlen befreiter Männlichkeit waren, die maßgeblich das Männlichkeitsideal des deutschen Militärs prägten (Theweleit 2019, 759–764).

Anhand von Freikorpsliteratur zeigte er, dass Männlichkeit nicht nur durch den Ehren- und Normkodex der Armee konstruiert wurde, sondern dass gerade die „Stahlgestalt“ (E. Jünger) als höchste Form der Maschinisierung und Verpanzerung des Körpers das Bild des soldatisch-faschistischen Mannes prägte, wenngleich dieses Ideal eine Utopie blieb (Theweleit 2019, 764). Die zunehmende Verpanzerung, die im Kontext der Industrialisierung und Mechanisierung des Krieges im 20. Jahrhundert nicht nur metaphorisch zu verstehen ist, machte den Mann zum „wahren“ Mann des Militärs (Winter 2020, 1). Die angestrebte Herrschaft über die weiblichen Anteile in sich selbst, die mit Klarheit, Ordnung und Sauberkeit verbunden wurde, charakterisierte den körperlich wie emotional abgehärteten soldatischen Idealmann (Reichardt 2006, 403). Bereits hier zeigt sich ein enger Zusammenhang zwischen materieller Agentialität und der Konstruktion von Männlichkeitsbildern.

Der soldatische Mann, der als Kulturmann, als Elite-Individuum und Einzelgeist stilisiert wurde (Theweleit 2019, 607), erschafft sich einen „Körperpanzer“ und ein starres Körper-Ich, das weder Gefühl noch Lust zulässt (Theweleit 2019, 733). Die Technisierung des eigenen Leibes führt, so Theweleit, den soldatischen Mann mitten hinein in die hierarchisch gegliederte Maschine der Ganzheit des Militärs (Theweleit 2019, 754–759). So sind es Disziplinierungs- und Formungsprozesse zur Beherrschung des Selbst, welche der militärische Apparat an den Subjekten vollzieht und sich so in ihnen materialisiert

(Maihofer et al. 2007, 334–336). Mit Herzog lässt sich summieren, dass Theweleit „den soldatischen Mann“ in den Blick nimmt und auf dessen Selbstdisziplin, Aggressivität und Härte sowie die „Erhaltungsmechanismen der Gewalt“ (Herzog 2021, 293–295) fokussiert.

Und dennoch bleibt der soldatische, ja selbst der soldatisch-faschistische Körper, der durch Jünger imaginiert wurde, ein „Fragmentkörper“, wie Theweleit wiederholt betont (Maihofer et al. 2007, 339). Der Kampf des fragmentarischen Körpers mit sich selbst kann nie vollständig gelingen; die Verpanzerung des Körpers bleibt notwendig unvollendet (Maihofer et al. 2007, 348).

Von hier aus erweist sich auch die soldatisch-militarisierte Männlichkeit stets als unvollständige Konstruktion und fragmentierte Materialisierung. Zwar werden Soldaten auch heute noch zuweilen als Kämpfer, Helfer und Krieger (Dittmer 2009, 163–165) und als ebenso „stark, mutig, männlich“ – eben als „harter Mann“ (Dittmer 2009, 171) – idealisiert. Militärische Männlichkeitsbilder erscheinen dabei weiterhin als eine oder sogar als *die* Form wahrer Männlichkeit (Dittmer 2009, 159–160), doch wird in der pluralen Gesellschaft die Aushandlung von Männlichkeitsvorstellungen zunehmend dringlicher, weil ein einheitliches Idealbild des Männlichen nicht mehr greifbar erscheint (Dittmer 2009, 161). So muss – nicht erst für unsere Gegenwart, aber gerade für sie – von multiplen Männlichkeitsbildern oder von einer „Männlichkeit-in-Beziehung-zu“ ausgegangen werden (Dittmer 2009, 51–52).

Diesem Umstand trug vor allem Raewyn Connell Rechnung. Sie zeigt unter Zuhilfenahme von Gramscis Hegemonietheorem auf, dass Männlichkeit nie monolithisch verfasst ist, sondern es sich bei der Beziehung von „Männern“ zu „Männern“ stets um ein hierarchisch geordnetes Feld interner Beziehungen zwischen Männlichkeiten handelt (Connell 2015, 127). So versteht sie Männlichkeit als „eine Position im Geschlechtsverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell 2015, 124). Connell begreift Männlichkeiten als System von Verständnissen, Implikationen und Anspielungen, die sich durch soziale Handlungsmuster materialisieren (Scholz 2025, 36–37). Männlichkeit wird nach Connell daher primär im Handeln hergestellt. Ähnlich wie Butler greift sie auf ein Modell performativer Geschlechtlichkeit zurück, da sie Männlichkeit als „doing masculinity“ begreift (Connell 2015, 37–38).

Die Positionen innerhalb des maskulinen Feldes gliedert Connell dabei anhand eines Schemas aus Dominanz und Unterordnung (Connell 2015, 127). Nicht eine Männlichkeit sei dabei innerhalb einer Gesellschaft vorfindlich, sondern verschiedene Männlichkeiten, die hierarchisch geordnet sind. An der Spitze dieser Hierarchie steht dabei die „hegemoniale Männlichkeit“, welche sich durch die Unterdrückung von Frauen und anderen Männern auszeichnet. Hegemonial wirken Vorbilder als „Ideale des Männlichen“ (Connell 2015, 131). Dabei muss die hegemoniale Männlichkeit vielmehr als

Orientierungsmuster oder Idealbild und weniger als tatsächlich gelebte Männlichkeit verstanden werden (Scholz 2025, 44).

In der historisch beweglichen Relation des Männlichen fungiert die „Unterdrückung“ als Gegenstück zur „Hegemonie“ (Connell 2015, 131). Schwule Männlichkeit weist Connell als Paradebeispiel unterdrückter Männlichkeit aus. Neben diesen beiden Formen verweist sie auf die Komplizenschaft all jener Männer, die nicht dem hegemonialen Ideal entsprechen, aber von der hegemonialen „patriarchalen Dividende“ profitieren (Connell 2015, 132–133).

Das Militär als „recht überzeugende korporative Inszenierung von Männlichkeit“ (Connell 2015, 131) sowie die Verherrlichung des (Front-)Soldaten können als Sinnbilder hegemonialer Männlichkeit verstanden werden (Connell 2015, 256). Durch „Einsetzungsriten und Männlichkeitsprüfungen“ sichern sie die Zugehörigkeit zur „wahren“ Männlichkeit (Dittmer 2009, 53). Die Opferbereitschaft des soldatischen Mannes wie auch die symbolische Figur der Abschreckung idealisieren in der „Zeitenwende“, welche die Gesellschaft zur „Kriegstüchtigkeit“ führen soll, erneut die soldatische Männlichkeit (Scholz 2025, 297–302). Scholz verweist zudem darauf, dass in rechtsextremen Milieus eine Rhetorik der Wehrhaftigkeit wirksam ist, die an soldatisch-faschistische Männlichkeitsideale anknüpft (Scholz 2025, 296–306). So gilt auch heute das Militär in einschlägigen Diskursen als „Schule der Männlichkeit“ (Frevert 2007, 68) und Symbol national-maskulinistischen Bewusstseins. Die militärische Männlichkeit bietet, so Dittmer, zufolge nach wie vor den Maßstab auch für bestimmte zivile Männlichkeitsbilder des Hegemonialen (Dittmer 2009, 55–56).

## Macht und Männlichkeit

Männlichkeit, zumal in ihrer hegemonialen Gestalt, die sich dadurch auszeichnet, anderen das je eigene Bild vom Mann-Sein aufzuzwingen, wird gemeinhin mit Macht assoziiert. Sie erscheint nicht nur in militärischen Kontexten als von Macht geprägt und mit machtvollen Mitteln ausgestattet. Wer aber nach dem Zusammenhang von Macht und Männlichkeit fragt, muss zunächst klären, was unter Macht zu verstehen ist. Macht an sich ist weder positiv noch negativ, sondern bezeichnet ein bestimmtes Vermögen: das Verfügenkönnen über Wirkungsmöglichkeiten. Mächtig ist demnach nicht erst, wer jederzeit wirkt, sondern wer zu gegebener Zeit wirken kann (Gerhardt 1996, 7–11). Macht ist Potenzial, das einen Unterschied macht (*making a difference*) und sich dabei auf unterschiedliche Machtmittel stützen kann, etwa auf körperliche Überlegenheit und physische Präsenz, auf Wissen, Informations- und Deutungsmacht, auf institutionelle Stellung, auf emotionale Bindung oder auf symbolische Autorität (Schreiber 2025, 262–264). Als vielgestaltiges Phänomen tritt Macht daher überall dort auf, wo Menschen miteinander zu tun haben. Potenziell jeder Mensch, nicht nur jene, die als „mächtig“ gelten oder sich „mächtig“ dünken, kann – „entsprechend seinen Chancen und

Möglichkeiten“ – Macht entfalten, „weil Macht eine allgemeine menschliche Möglichkeit darstellt“ (Imbusch 1992, 196).

In diesem Sinne bestimmt Max Weber (1980, 28) Macht als „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“. Insofern ist Macht an sich nicht an Geschlechtlichkeit gebunden; sie vollzieht sich allerdings nie im luftleeren Raum, sondern stets innerhalb kultureller Deutungen, sozialer Strukturen und institutioneller oder organisationaler Ordnungen. Und diese sind geschichtlich keineswegs geschlechtsneutral, denn in der Tat sind große Teile der abendländischen Kultur- und Geistesgeschichte durchzogen und geprägt von Vor- und Darstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit, die nicht nur auf einer polaren Zuweisung vermeintlich geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen, Eigenschaften und Fähigkeiten gründen, sondern auch mit einer Aufwertung des (hegemonialen) Männlichen auf Kosten der Abwertung des Weiblichen verbunden sind (Hausen 1976, 367–369, 375–377). Eine solche notorische Abwertung alles Nichtmännlichen schlägt sich denn auch in Strukturen der alltäglichen Lebenswelt nieder und manifestiert sich in unterschiedlichen Formen, unter anderem in Sexismus, sexualisierter Gewalt, Objektivierung und struktureller Benachteiligung all jener, deren Körper, Begehren oder geschlechtliche Identität nicht mit vorherrschenden Männlichkeitsbildern übereinstimmen.

Nicht Macht an sich ist daher das Problem, sondern die Weise, in der sie geordnet, ausgeübt, verschleiert oder kollektiver Kontrolle entzogen wird. Gerade in hierarchischen Institutionen wie dem Militär ist daher zwischen legitimer, an Auftrag, Recht und Verantwortung gebundener Machtausübung einerseits und Machtmissbrauch andererseits zu unterscheiden. Missbrauch von Macht liegt folglich dort vor, wo ein Machtvorsprung nicht im Rahmen seines legitimen institutionellen Zwecks, sondern zur Durchsetzung sachfremder Interessen ausgenutzt wird, um den eigenen Willen gegen den Willen anderer durchzusetzen, strukturelle Abhängigkeiten zu eigenen Gunsten zu stabilisieren oder die Selbstbestimmung anderer einzuschränken. Dies kann im Extremfall in offener Gewalt geschehen, aber auch subtiler über institutionelle Routinen, Deutungsmuster, asymmetrische Erwartungen und informelle Sanktionen. Jeder Machtmissbrauch in einer Institution oder Organisation stellt deshalb nicht nur die handelnden und verantwortlichen Personen infrage, sondern immer auch die Institution oder Organisation selbst.

Die allgemeinen gesellschaftlichen und kulturellen Vor- und Darstellungen von Männlichkeit reflektieren sich in militärischen Institutionen nicht bloß, sondern werden dort in besonderer Weise verdichtet. Militärische Diskurse und Leitbilder erscheinen dabei keineswegs neutral, sondern sind vielfach geschlechtlich codiert (Cohn 1987, 688–690, 717–718). Wo vermeintlich neutrale Standards an einem solchen soldatisch-männlich codierten Normsubjekt orientiert sind, wird nicht nur Leistung gemessen, sondern zugleich die Nähe zu einem kulturell bereits männlich besetzten Ideal soldatischer

Eignung. Auf diese Weise kann formale Gleichbehandlung in materielle Ungleichbehandlung umschlagen. Die aktuellen Debatten im US-Militär, in denen „sex-neutral“ bzw. „male-level“-Standards für Kampfverwendungen eingefordert werden, zeigen exemplarisch, wie geschlechtlich codierte Vorstellungen von soldatischer Tauglichkeit fortgeschrieben werden können (Baldor 2025; Licon & Beaumont 2025).

Für die Analyse und Bewertung von Männlichkeitsbildern in der Bundeswehr folgt daraus: Wo Männlichkeit mit Verfügung, Durchsetzung, Autorität und legitimer Gewaltförmigkeit assoziiert, alles Nichtmännliche dagegen mit Defizit, Verfügbarkeit oder Unterordnung verbunden oder gar gleichgesetzt wird, werden problematische Formen der Machtausübung befördert und Missbrauchsmöglichkeiten von Macht begünstigt. Gerade weil die Bundeswehr im Leitbild der Staatsbürgerschaft in Uniform ausdrücklich nicht als von der Gesellschaft abgetrennter Sonderraum verstanden wird, sondern als Teil einer demokratischen Gesellschaft, in der sich allgemeine kulturelle Muster in spezifischer institutioneller Form bündeln und reproduzieren können, muss eine Auseinandersetzung mit Männlichkeitsbildern in der Bundeswehr auch die geschlechtliche Codierung von Macht, ihre symbolischen Aufladungen und ihre möglichen Missbrauchsformen in den Blick nehmen.

### Männlichkeit in der Bundeswehr: Theoretische und empirische Verbindungen

Mit der Öffnung der Bundeswehr für Frauen mussten Geschlechterbilder in der Bundeswehr neu verhandelt werden (Dittmer 2009, 119). Wie eingangs gezeigt, werden Männlichkeitsbilder durch das Verhältnis von Männern zu Frauen oder zu Waffen und Panzerung im Zusammenspiel diskursiver und materieller Agentialitäten konstruiert und materialisiert. Dittmer (2009, 142) zeigt in diesem Kontext auf, dass Menschen und Waffen sowohl einzeln als auch als „Mensch-Maschine-Komplex“ mit Konzepten stereotyper hegemonialer Männlichkeit verknüpft sind. So wird der *Waffengebrauch* männlich konnotiert, während die Waffen als genutzte Objekte seit dem Ersten, noch stärker aber seit dem Zweiten Weltkrieg sexualisiert und als „weiblich“, als „Braut des Soldaten“ (Dittmer 2009, 142), zugleich aber auch als Phallussymbol beschrieben und gedeutet werden. Männern wird qua Geschlecht eine „naturegegebene Begeisterung“ (Dittmer 2009, 142) für Waffen zugeschrieben, die, um den Bogen zu den bisherigen Kapiteln zu schlagen, als „Machtmittel“ einer spezifischen (hier: militärischen) Gruppe von Männern eine machtvolle und potenziell auch machtmisbrauchende Durchsetzung von Interessen ermöglichen. Auch Scholz (2025, 43) sieht hegemoniale Männlichkeit, die Männlichkeiten hierarchisiert, eng mit Gewalt und Waffen verknüpft. Da Institutionen wie die Bundeswehr, aber auch die Polizei, durch den demokratischen Souverän legitimiert Gewalt ausüben, Waffen tragen und machtvoll agieren, werden hier vorherrschende Geschlechterstereotype und hegemoniale Männlichkeit besonders problematisch (Scholz 2025, 43). Denn diese Organisationen sind zumeist

männlich „vergeschlechtlicht“. Daher verknüpfen sich in der Bundeswehr „Gewaltverhältnisse“ eng mit „Geschlechterverhältnissen“. Soldatische Männlichkeit bezeichnet Scholz (2025, 296–297) als grundsätzlichen Bezugspunkt hegemonialer Männlichkeit.

An diesen Männlichkeitsbildern in Bezug auf und durch Waffen orientieren sich auch weiblich gelesene Soldatinnen (Dittmer 2009, 143–144). Durch die Konstruktion und Inszenierung einer waffenaffinen Identität als Kämpfer\*innen weisen Soldatinnen stereotyp weibliche Attribute wie Friedfertigkeit von sich, nähern sich so dem aufgezeigten, stereotypen militärischen Ideal der Männlichkeit an und „stehen“ ganz sinnbildlich „ihren Mann“ (Dittmer 2009, 142–144). Männlichkeit wird so in der Bundeswehr wie auch in der Gesamtgesellschaft zwar häufig in Abgrenzung zu Weiblichkeit binär konstruiert, aber nicht ausschließlich von Männern perpetuiert (Dittmer 2009, 145–147).

Dabei wird (militärische) Männlichkeit einerseits über den Körper, der sportlich, hart und naturgegeben sexuell beschrieben wird, und andererseits durch Attribute wie Opferbereitschaft definiert (Dittmer 2009, 56). Für die Abgrenzung vom Weiblichen werden zumeist drei Arten von Frauenbildern herangezogen, um das männlich-hegemoniale Idealbild zu definieren: So braucht es Soldatinnen, die in die Truppe integriert sind und an denen Werte wie Kameradschaftlichkeit und Toleranz gezeigt werden können, sexuell attraktive Frauen, „die eine heterosexuelle Männlichkeitsinszenierung erlaub[en]“ (Dittmer 2009, 242), und schutzbedürftige Frauen, die das Bild des beschützenden Mannes ermöglichen und konstruieren (Dittmer 2009, 241–242). Den Dualismus zwischen Männern und Frauen, an dem sich militärische Männlichkeit definiert, greift auch Scholz auf, hier in der Binärität von „kämpfendem Mann“ und „friedfertiger, schutzbedürftiger Frau“ (Scholz 2025, 296–297). Sie leitet daraus eine historisch gewachsene und heute noch wirkmächtige Verknüpfung von Militär und Männlichkeit ab, die mit der Vorstellung einer vermeintlich „bessere[n] Eignung des männlichen Geschlechts für den Militärdienst und die Kriegsführung“ (Scholz 2025, 296) einhergeht.

Diese leiblichen Normvorstellungen und stereotypen Verhaltensweisen wie auch die Abwertung von Weiblichkeit, trans\* und nicht-binären Geschlechtsidentitäten und Homosexualität – als Ausdruck hegemonialer, gepanzerter und militarisierter Männlichkeit – sind auch in der Bundeswehr wirkmächtig. Nach Angaben des Bundesministeriums der Verteidigung (2024a, 37) sind Diversität und Vielfalt wichtige Werte der demokratischen Gesellschaft und der Bundeswehr als Teil eben dieser. Ziel ist es daher, Diversität zu fördern und Diskriminierungen abzubauen, denn „ob heterosexuell, schwul, lesbisch, bi-, pan- oder asexuell, alle sind gleichermaßen in der Bundeswehr willkommen“ (Bundesministerium der Verteidigung 2024a, 19). Im Sinne der Gesetze zur Gleichbehandlung organisiert die Bundeswehr daher Aus-, Fort- und Weiterbildungen, um Stereotype und Vorbehalte gegenüber homo-, bi- oder trans\* Personen (Bundesministerium der Verteidigung 2024a, 19) abzubauen. 2019 wurden in allen Bereichen der Bundeswehr stichprobenartig insgesamt 13.512 ausgefüllte Fragebögen ausgewertet, um anhand der Kerndimensionen Geschlecht, Alter, Behinderung,

ethnische und kulturelle Zugehörigkeit, Religion und Weltanschauung sowie Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung zu erheben, wie vielfältig die Bundeswehr ist beziehungsweise die Menschen, die zivil oder militärisch für sie arbeiten, wie gut Inklusion gelingt und welche Verbesserungsbedarfe bestehen (Bundesministerium der Verteidigung 2024b, 9).

Laut der Studie „Bunt in der Bundeswehr? Ein Barometer zur Vielfalt“ von 2019 gaben 93,2 % an, heterosexuell zu sein, 2,3 % homosexuell und 1,8 % bisexuell (Bundesministerium der Verteidigung 2024b, 14). 12,1 % der homosexuellen Bundeswehrangehörigen gaben an, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung Diskriminierung erfahren zu haben; dies gaben auch 10,1 % der trans\* Personen an (Bundesministerium der Verteidigung 2024b, 26). Dies könnte mit dazu beitragen, dass knapp die Hälfte der homosexuellen Soldat\*innen (48,7 %) und 82,8 % der bisexuellen Soldat\*innen angaben, mit niemandem oder nur wenigen über ihre sexuelle Orientierung zu sprechen (Breyer 2020, 37). Wenngleich 85,1 % der Befragten angaben, dass die sexuelle Orientierung eines Menschen keinen Einfluss auf die Führungsqualität hat, gaben 7,9 % an, dass heterosexuelle Menschen leichte oder sogar starke Vorteile (5,4 %) genießen (Bundesministerium der Verteidigung 2024b, 30). Das Bundesministerium fasst zusammen, dass Stereotype in der Bundeswehr verbreitet sind, besonders in Bezug auf Geschlecht und die Unterschiede zwischen Männern und Frauen (Bundesministerium der Verteidigung 2024b, 30). Die Stereotype hinsichtlich des Geschlechts zeigen sich besonders deutlich bei der Einschätzung der Führungsqualitäten. So gaben 40 % der Soldat\*innen an, dass Männer bessere Führungsqualitäten hätten (Bundesministerium der Verteidigung 2024b, 30). Bemerkenswert ist, dass dies knapp 25 % der sich als weiblich identifizierenden Personen, aber 45 % der sich als männlich beschreibenden Personen so sehen. Weiter glauben die befragten Soldaten, die sich als männlich identifizieren, dass Männer grundsätzlich leistungsfähiger seien (43,8 %), gleichzeitig aber Frauen bei Beförderungen deutliche Vorteile erführen (56,3 %) und dass Frauen prinzipiell besser beurteilt würden (56,5 %) (Breyer 2020, 63–65). Stereotype Vorstellungen betreffen demnach besonders Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder.

Die aus diesen stereotypen Vorstellungen und hegemonialen Männlichkeitsbildern resultierenden Diskriminierungserfahrungen trafen in der Bundeswehr bis zum Jahr 2000 vorwiegend homosexuelle Männer (Storkmann 2021, 419–426). So wurden bis Ende der 1970er-Jahre schwule Männer ohne Weiteres als untauglich ausgemustert (Storkmann 2021, 419). In den 1980er- und 1990er-Jahren konnten homosexuelle Soldaten zwar in der Bundeswehr dienen, wurden von Beförderungen jedoch kategorisch und pauschal ausgeschlossen, da ein „Autoritätsverlust“ angenommen wurde, mit dem die Disziplin der unterstellten Truppe und damit eine Gefährdung der Einsatzbereitschaft und Effizienz der Streitkräfte einhergehe (Storkmann 2021, 422–425). Zusätzlich wurde Homosexualität durch das potenzielle Erpressungsrisiko eines Outings als Sicherheitsrisiko gewertet (Storkmann 2021, 419–426). Erst im Jahr 2000 wurden die dienstrechtlichen Diskriminierungen homosexueller Soldaten beendet; zeitgleich wurde die Öffnung

der Bundeswehr für Frauen gerichtlich erzwungen (Storkmann 2021, 419–426). Trotz der daraus resultierenden positiven Veränderungen kritisiert Kemper (2023, 39) scharf die immer noch vorherrschende militärische Institutionslogik, dass Effizienz aus Homogenität ihrer Mitglieder entstehe und dass Frauen sowie homosexuellen Männern biologische Eigenschaften fehlen würden, um effizient und nützlich im Militär arbeiten zu können. Sie postuliert, dass es im Militär keine homogenen Gruppen braucht, sondern dass Organisationen, wie auch die Bundeswehr, homogenes Verhalten herstellen und einfordern (Kemper 2023, 39).

## Schluss

Die hier vorgestellten geschlechter-, hegemonie- wie machttheoretischen Überlegungen zeigen in Verbindung mit den soziologischen Befunden qualitativer (Dittmer 2009) wie quantitativer (Bundesministerium der Verteidigung 2024b) Forschung, dass auch heute noch militärische Organisationen wie die Bundeswehr von Männlichkeitsbildern geprägt sind, die unmittelbaren Einfluss auf die Erfahrungen von Menschen haben, welche nicht dem Idealbild des Männlichen entsprechen, etwa weil sie weiblich gelesen, trans\*, inter\* oder homosexuell sind. Gerade diese Gruppen können unter erheblichem Anpassungsdruck stehen, sich in das innerhalb der Institution gelebte Männlichkeitsbild einzufügen und ihm zu genügen, um von den Kamerad\*innen anerkannt zu werden. Dies stellt wiederum eine Herausforderung für eine Institution dar, die nach ihrem Selbstverständnis Vielfalt leben und fördern möchte, demokratischen Werten verpflichtet ist und den Auftrag hat, ein demokratisches Gemeinwesen zu verteidigen.

Für die Bundeswehr als demokratisch legitimierte Institution und militärische Organisation muss dies heißen, dass Vielfalt nicht bedeutet, nicht-männlich gelesene Personen in bestehende männlich strukturierte Organisationsformen einzufügen oder an diese anzupassen, sondern gemeinsam immer wieder neu auszuhandeln, zu konstruieren und zu materialisieren, was es heißt, Soldat\*in zu sein.

## Literaturverzeichnis

- Althusser, Louis (2019/1976). *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. 1. Halbband: Aus Anlass des Artikels von Michel Verret über den „studentischen Mai“; *Ideologie und ideologische Staatsapparate*; Notiz über die ISAs. Hrsg. von Frieder Otto Wolf. Hamburg: VSA Verlag.
- Austin, J. L. (2009/1975). *How to Do Things with Words: The William James Lectures Delivered at Harvard University in 1955*. Cambridge: Harvard University Press.
- Baldor, Lolita C. (2025). *Hegseth orders fitness standards to be gender neutral for combat jobs. Many already are*. In: AP News, 31.3.2025.

- Barad, Karen Michelle (2007). *Meeting the universe halfway: quantum physics and the entanglement of matter and meaning*. Durham: Duke University Press.
- Breyer, Felix (2020). *Bunt in der Bundeswehr? Ein Barometer zur Vielfalt*. Berlin/Bonn o.V.
- Bundesministerium der Verteidigung (2024a). „Agenda Vielfalt“. *Diversity Management im Geschäftsbereich des Bundesministeriums der Verteidigung, Leistungsbilanz*. Berlin/Bonn o.V.
- Bundesministerium der Verteidigung (2024b). *Vielfalt und Inklusion in der Bundeswehr. Ergebnisse der Studie „Bunt in der Bundeswehr?“*. Berlin/Bonn o.V.
- Butler, Judith (2011/1993). *Bodies that matter: on the discursive limits of „sex“*. Milton Park: Routledge.
- Butler, Judith (2014/1997). *Körper von Gewicht: die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1990). *Gender trouble: feminism and the subversion of identity. Thinking gender*. Milton Park: Routledge.
- Cohn, Carol (1987). *Sex and Death in the Rational World of Defense Intellectuals*. In: *Signs*, 12, 4, 687–718.
- Connell, Raewyn (<sup>4</sup>2015). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Springer.
- Derrida, Jacques (1999/1976). *Randgänge der Philosophie. Passagen Philosophie*. Wien: Passagen-Verlag.
- Dittmer, Cordula (2009). *Gender Trouble in der Bundeswehr. Eine Studie zu Identitätskonstruktionen und Geschlechterordnungen unter besonderer Berücksichtigung von Auslandseinsätzen*. Bielefeld: Transcript.
- Duden, Barbara (1993). *Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung: Ein Zeitdokument*. In: *Feministische Studien*, 11, 2, 24–33. <https://doi.org/10.1515/fs-1993-0204>.
- Foucault, Michel (2020/1975). *Überwachen und Strafen: die Geburt des Gefängnisses*. Berlin: Suhrkamp.
- Frevort, Ute (2007). *Das Militär als Schule der Männlichkeiten*. In: Ulrike Brunotte & Rainer Herrn (Hg.), *Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*. Bielefeld: Transcript, 57–75.
- Gerhardt, Volker (1996). *Vom Willen zur Macht. Anthropologie und Metaphysik der Macht am exemplarischen Fall Friedrich Nietzsches*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Hausen, Karin (1976). *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“*. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Klett, 363–393.
- Herzog, Dagmar (2021). *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Imbusch, Peter (<sup>9</sup>1992). *Macht und Herrschaft*. In: Hermann Korte & Bernhard Schäfers (Hg.), *Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 195–220.

- Kemper, Claudia (2023). Männlicher Krieg und weiblicher Frieden? Geschlechterordnung von Gewalterfahrung. Ditzingen: Reclam.
- Licon, Adriana Gomez & Beaumont, Thomas (2025). Hegseth wants „male standard“ for combat roles. Many female veterans say that’s already the case. In: AP News, 1.10.2025.
- Maihofer, Andrea, Theweleit, Klaus & Degele, Nina (2007). Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault. In: Freiburger GeschlechterStudien, 21, 329–367.
- Reichardt, Sven (2006). Klaus Theweleits „Männerphantasien“ – ein Erfolgsbuch der 1970er-Jahre. In: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, 3, 401–421.
- Scholz, Sylka (2025). Männlichkeitsforschung. Bielefeld: Transcript.
- Schreiber, Gerhard (2025). Macht – Gewalt – Missbrauch: Begriffsklärungen aus sexualethischer Perspektive. In: Zeitschrift für Evangelische Ethik, 69, 4, 261–273.
- Storkmann, Klaus (2021). Tabu und Toleranz. Der Umgang mit Homosexualität in der Bundeswehr 1955 bis 2000. Oldenburg: De Gruyter Oldenbourg.
- Theweleit, Klaus (2019). Männerphantasien. Berlin: Matthes & Seitz.
- Weber, Max (<sup>5</sup>1980/1921/1922). Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Winter, Sebastian (2020). Flut oder Stahl? Literaturreisay zur Neuausgabe der „Männerphantasien“ von Klaus Theweleit. In: Soziopolis: Gesellschaft beobachten. <https://nbn-resolving.org/uro:nbn:de:0168-ssoar-82897-9>.

Mag. theol. Lukas Johrendt

Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften

Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg (HSU/UniBw H)

Holstenhofweg 85

D-22043 Hamburg

+49 (0) 40 6541-4844

lukas.johrendt(at)hsu(dot)hamburg

<https://www.hsu-hh.de/theevs/lukas-johrendt>

ORCID: <https://orcid.org/0009-0000-4664-0431>

Maximilian Waschka, M.A.

Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften

Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg (HSU/UniBw H)

Holstenhofweg 85

D-22043 Hamburg

+49 (0) 40 6541 4747

waschka(at)hsu(dot)hamburg

<https://www.hsu-hh.de/theevs/waschkam>

ORCID: <https://orcid.org/0009-0002-3254-8540>

Mareike Proske

Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften

Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg (HSU/UniBw H)

Holstenhofweg 85

D-22043 Hamburg

mareike.s.proske(at)gmail(dot)com

<https://www.hsu-hh.de/theevs/mareike-proske-m-a>

Univ.-Prof. Dr. habil. Gerhard Schreiber

Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften

Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg (HSU/UniBw H)

Holstenhofweg 85

D-22043 Hamburg

+49 (0) 40 6541 4848

Schreiber(at)hsu-hh(dot)de

<https://www.hsu-hh.de/theevs/schreiber>

ORCID: <https://orcid.org/0000-0003-1178-1802>